

Revue Alsacienne de Littérature  
*Elsässische Literaturzeitschrift*

*divaguer*



N° 138

2<sup>e</sup> semestre 2022

## Helmut Pillau

### JAKOB STURM – EIN STAATSMANN AUS STRASSBURG

#### I

Das Buch des amerikanischen Historikers Thomas Brady von der Berkeley-University überrascht durch seine vielen Dimensionen<sup>1</sup>. Im Mittelpunkt steht zweifellos die markante Persönlichkeit Jakob Sturms, der die politischen Geschicke seiner Heimatstadt Straßburg während einer geschichtlichen Umbruchszeit, derjenigen der Reformation, maßgeblich bestimmt hat. Da er sich aber nicht nur auf die lokale Politik beschränkte, sondern darüber hinaus für die Reformationsbewegung innerhalb des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation eine wichtige Rolle spielte, fällt durch sein Wirken auch viel Licht auf diese turbulente Phase in der Geschichte des Reichs. Schließlich wagt sich Thomas Brady daran, dieses Reich mit seiner eigentümlichen, von „Partikularismus“ bzw. „Dezentralisation“ bestimmten Struktur im Vergleich zu den normaler anmutenden westeuropäischen Staaten wie Frankreich und England neu einzuschätzen. Dadurch mögen sich auch Perspektiven für die Gegenwart ergeben.

#### II

Jakob Sturm, 1489 in Straßburg geboren, konnte nur deswegen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts für seine Heimatstadt so viel politisch bewirken, weil er einer wohlhabenden Straßburger Familie angehörte. Mit seinem Bruder, gleichfalls Junggeselle wie er selbst, teilte er einen ländlichen Besitz in dem nahe gelegenen Dorf Breuschwickersheim. Nur wohlhabende Bürger der Stadt besaßen die nötige materielle Unabhängigkeit, um die unbesoldeten öffentlichen Ämter auszuüben. 1545 klagte Sturm über seine Überlastung. Erst Mitte des Jahrhunderts gingen die „(Freien) Reichsstädte“ dazu über, die kommunalen Aufgaben bezahlten Beamten zu übertragen (Brady, S. 227).

In Sturms Jugend fungierte der Theologe Jakob Wimpheling aus Schlettstadt als sein Mentor. Er sorgte dafür, dass sein Zögling in Heidelberg und Freiburg theologisch ausgebildet wurde. Entscheidend



sollte aber für Sturm der Eindruck werden, den der große Humanist Erasmus von Rotterdam, auch durch die persönliche Begegnung, auf ihn machte (Brady, S. 94-95). Die geistige Weite, die er auf diese Weise gewann, konnte ihm durch den eher provinziellen Wimpheling nicht vermittelt werden. Dieser erschrak, als sich sein Zögling wie die meisten von Sturms Freunden 1520 der Lehre Martin Luthers zuwandte. Straßburg sollte von da an zu einer der wichtigsten Städte des deutschen Protestantismus werden und Jakob Sturm zu einer politischen Schlüsselfigur der protestantischen Bewegung im Reich. Thomas Brady fasst den Werdegang Sturms prägnant in einem Satz zusammen: „Sturm begann als Schüler Wimphelings, entwickelte sich weiter als Anhänger des Erasmus und wurde als Humanist und Biblizist eine der führenden Persönlichkeiten der deutschen Reformation.“ (Brady, S. 102) Während sich aber die politischen Aktivitäten Sturms im Laufe der Zeit mehr und mehr darauf beschränkten, mit Geschick das jeweils Schlimmste abzuwenden, trugen seine Bemühungen um das Bildungswesen in Straßburg dauerhaft Früchte<sup>2</sup>.

### III

Um die eigentümliche politische Kultur im süddeutschen Raum, aber auch im Reich insgesamt zu charakterisieren, kommt Brady nicht umhin, zum geläufigen Begriff des Partikularismus zu greifen. Allerdings möchte er diesem Begriff seine pejorative Note nehmen, ohne dabei in eine Feier des Partikularismus zu verfallen. Ein Gebilde wie die „(Freie) Reichsstadt“ sticht als spezifisches Geschöpf des Reiches, seiner Organisationsweise, hervor. Circa fünfundsechzig Reichsstädte soll man auf dem Gebiet des Reichs zählen können, elf davon im Elsass (Brady, S. 34-35). Der besondere Status einer „(Freien) Reichsstadt“ ergibt sich aus ihrem stolzen Anspruch, ihre politischen Angelegenheiten möglichst selbstständig zu regeln, ohne dadurch ihre Loyalität gegenüber dem Kaiser zu schmälern. Inwiefern sich das Reich und der zentralistische Nationalstaat strukturell unterscheiden, wird gerade durch die „(Freie) Reichsstadt“ sinnfällig. Die Reichsstädte waren als eigener „Reichsstand“ im „Reichstag“ vertreten. Brady hebt die zunehmende Bedeutung eines „Parlaments der Reichsstände“ hervor: „Im Verlauf dieser Entwicklung wurde das Reich zum größten parlamentarisch regierten Staat in Europa.“ (Brady, S. 26)

Da das Bestreben der Reichsstädte und anderer lokaler Einheiten vor allem darauf gerichtet war, so weit wie möglich ihre Eigenständigkeit zu

pflegen, hegten sie keine militärischen oder gar expansiven Ambitionen. Allerdings kamen sie gelegentlich in die Lage, durch die Ambitionen anderer Mächte bedroht zu werden. Dies geschah 1477, als Karl der Kühne, der letzte Herzog von Burgund, die Region zwischen Zürich und Hagenau erobern wollte. In einem Bündnis der „Niederer Vereinigung“ mit der „Oberer Vereinigung“, d. h. der Eidgenossenschaft, gelang es „Bauern, Bürger(n) und Ritter(n) die vordringende ‚lateinische Tyrannei‘ des burgundischen Staates“ (Brady, S. 63) zurückzuschlagen. Eine militärische Initiative dieser Art konnte nach dem Selbstverständnis der Bündnispartner nur defensiver Natur sein. Auch um den fruchtbaren Kern des Partikularismus herauszuschälen, wertet Brady dieses Geschehen folgendermaßen: „Es war dies die wichtigste, glänzendste Selbstbehauptung lokaler Autonomie und damit des Partikularismus.“ (ebd.)

Die Städte spielten dabei deswegen eine besondere Rolle, weil die Fürsten in dieser Gegend relativ wenig Macht besaßen. Straßburg ragte aufgrund seiner wirtschaftlichen Stärke und inneren Stabilität unter diesen Städten als „Metropole“ (ebd.) hervor. Wie selbstbewusst diese Stadt war, zeigte sich auch durch ihren Umgang mit dem Fürstbischof von Straßburg. Sowieso wenig respektiert, residierte dieser nicht innerhalb der Stadt, sondern in Zabern. Unzufrieden musste man mit ihm schon deswegen sein, weil ihm sein weltliches Amt offensichtlich wichtiger war als sein geistliches Amt – überhaupt ein Geburtsfehler dieser „geistlichen Herrschaften“.

#### IV

Brady charakterisiert Sturm als eine Persönlichkeit, die mit der religiösen Wahrheit, die sich ihm plötzlich erschloss, auch pragmatisch umzugehen vermochte. So sehr er von dem Feuer angezogen wurde, das Luther entzündet hatte, so wenig ließ er sich doch wie andere von diesem Feuer verzehren. Demnach schien er sich durch eine gewisse Inkonsequenz zu kennzeichnen: konsequent weder als harter, gar machiavellistischer Politiker noch als Glaubender. Am Schluss seines Buches greift Brady zum Begriff der „Ambiguität“ (S. 289), um Sturm als eine Existenz zwischen dem Spätmittelalter und der Neuzeit zu kennzeichnen. Mithilfe dieses Begriffs kann aber auch die eigentümliche Doppelrolle Sturms als engagierter Protestant und besonnener Politiker erfasst werden. Diese (spannungsvolle) Doppelrolle kommt ihm 1524 erstmalig zugute, als er sich auf den Bauernkrieg im Südschwarzwald einlässt. In Thüringen waren die



aufständischen Bauern unter der Führung von Thomas Müntzer in einem fürchterlichen Gemetzel untergegangen. Sturm gelang es demgegenüber nach vier Besuchen bei den württembergischen Bauern, einen Waffenstillstand und schließlich eine gütliche Regelung herbeizuführen: „Es war dies der erfolgreichste Versuch, die Revolution nicht mit Gewalt, sondern auf dem Verhandlungsweg zu beenden.“ (Brady, S. 112)

Einen ähnlichen Erfolg erzielte Sturm auf dem Reichstag zu Speyer von 1525. Dem Kaiser Karl V. ging es dort vor allem darum, die Reformation im Reich möglichst wieder zurückzudrängen. Dass man sich auf den Erhalt des Status quo einigte, war vor allem Sturm zu verdanken. Wie einen Helden empfing man ihn bei seiner Rückkehr in die Heimatstadt (Brady, S. 121).

Zu einem ernst zu nehmenden politischen Faktor innerhalb des Reiches wurde die Reformationsbewegung, als sich die protestantischen Mächte zu verbünden begannen. Strittig war zunächst, ob man neben den Städten auch die Fürsten in das Bündnis miteinbeziehen sollte. Obwohl die Fürsten trotz ihrer Abhängigkeit von der Finanzkraft der Städte auf diese hochmütig herabblickten, konnte doch das Bündnis nach der Meinung Sturms nur mithilfe der Fürsten die nötige Durchsetzungskraft gewinnen. In dem Maße jedoch, wie es als *Schmalkaldischer Bund*, auch durch seine große Ausdehnung von Straßburg bis Pommern, bzw. Augsburg bis Bremen, an Statur gewann, sollten auch seine inneren Widersprüche zutage treten. Ungeklärt blieb schon die grundsätzliche Frage, ob in ihm die „geistlichen“ oder die „weltlichen“ Motive dominieren sollten (Brady, S. 255). Auch wurde offenbar, wie schwer sich die eher kriegerische Gesinnung der Fürsten mit der eher friedlichen Gesinnung der Bürger in den Städten vereinbaren ließ. Schließlich blieb die Frage nach dem richtigen Steuersystem ein dauerhaftes Streitthema. Dass die beinahe unlösbar wirkende Steuerfrage im Reich während einer Phase der politischen Zurückhaltung des Kaisers gelöst werden konnte, war vor allem auf die Bemühungen von Sturm zurückzuführen. Seine Straßburger Mitbürger dankten ihm überschwänglich dafür.

In die wahrscheinlich schwerste Krise geriet der *Schmalkaldische Bund*, als er sich im Widerspruch zu seinem defensiven Selbstverständnis zu einer militärischen Offensive gegen das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel hinreißen ließ. Sturm überwarf sich deswegen mit Partnern wie dem Herzog Philipp von Hessen und dem calvinistischen Theologen Martin Bucer. Sturms „Sieg“ bestand bezeichnenderweise darin, den Rückzug von diesem



militärischen Abenteuer und eine Unterwerfung unter den Kaiser durchzusetzen (Brady, S. 222).

Als der *Schmalkaldische Bund* schließlich bei seiner Fehde mit dem Kaiser unterlag, gelang Sturm auf ähnliche Weise eines seiner „größten politischen Bravourstücke“ (Brady, S. 250). Durch den Einzug des Kaisers in die immer noch sehr stolze Stadt Straßburg am 19. September 1552 wurde zwar ihre Loyalität gegenüber Karl V. auf spektakuläre Weise besiegelt. Andererseits war es Jakob Sturm gelungen, im Unterschied zu anderen ursprünglich protestantischen Städten eine rigorose Rekatholisierung für seine Heimatstadt abzuwenden. Aus einer „rebellischen [wurde] eine loyale protestantische Stadt nach dem Muster Nürnbergs.“ (Brady, S. 250)

## V

Kennzeichnend für Sturm war, sich zwar von der Wahrheit des Evangeliums ansprechen zu lassen, zugleich aber ein konsequentes Handeln im Sinne dieser Wahrheit zu scheuen. Die „Gefolgschaft Christi als politisches Prinzip“ kam für ihn nicht in Frage (Brady, S. 161). Für das politische Handeln galten aus seiner Sicht andere Kriterien als für den Glauben. Neben seiner urbanen Rationalität dürfte für diese Einstellung seine Prägung durch den Humanismus eines Erasmus von Rotterdam entscheidend gewesen sein. Brady nennt ihn einen „erasmischen Protestanten“ (S. 174). Der rationalen Einstellung von Sturm entsprach es auch, in der damals besonders kontroversen Frage des Abendmahls eher mit der Sichtweise Calvins als mit derjenigen Luthers übereinzustimmen: das Abendmahl bloß als äußerliches Stimulans für den Glauben und nicht wie bei Luther und den Katholiken ‚Realpräsenz‘ von Jesus Christus. Luther ärgerte sich übrigens über die Zwinglianer als die „‘zweizungige Rotte‘ von Straßburg“ (Brady, S. 149). Was die Frage des Abendmahls betraf, stimmte Sturm mit seinem Freund Martin Bucer überein, dem in Straßburg tonangebenden Theologen. Indem Sturm aber die Möglichkeit einer vom Evangelium inspirierten Weltveränderung verwarf, geriet er in Gegensatz zu Bucer. Allergisch reagierte Sturm auf die radikalen Prediger in seiner Heimatstadt; die Wiedertäufer in Münster waren für ihn ein Schreckgespenst. Dieser vorsichtige Umgang mit dem Glauben führte bei ihm dazu, dass er die Kirche der städtischen Obrigkeit unterstellte. Durch diese Scheidung von geistlicher und weltlicher Sphäre näherte er sich wieder



Luther an. Eine seltsame Synthese von Calvinismus und Luthertum kam bei ihm zustande (Brady, S. 118). Dass schließlich Straßburg und darüber hinaus der Protestantismus im Reich lutherisch wurden, hatte gravierende Konsequenzen. Die Schweizer trennten sich wegen ihrer calvinistischen Gesinnung von den Protestanten im Reich. Auch kam es zur Entzweiung von Jakob Sturm und Martin Bucer. Dieser musste, auch auf Drängen des Kaisers, Straßburg verlassen und emigrierte nach England. Er traf durchaus einen wunden Punkt bei Sturm, wenn er diesem vorwarf, die Explosivität des Evangeliums zugunsten des politischen Kalküls, wenn nicht gar des „Mammons“ entschärft zu haben (Brady, S. 274).

## VI

In einer geistig aufgewühlten Zeit wie derjenigen der Reformation, in der das Prophetentum grassierte – Luther sprach von „Schwärmern“ – stach die Nüchternheit eines Jakob Sturm als besondere Tugend hervor. Ein potenzieller Prophet schien sich hier durch Selbstdisziplin in einen Realisten verwandelt zu haben. Dass sich Sturm dieser moralischen Leistung bewusst war, zeigte sein Wahlspruch „Geduld besiegt das Schicksal“. Vielfach variiert taucht dieser Spruch in Bradys Buch auf und wird zu seinem geheimen Motto (Brady, S. 185, 209, 269, 260, 264, 273, 275). Sturm reibt sich an dem spirituellen Absolutismus, der in seiner Zeit um sich greift. Damit geht ihm zufolge der Sinn für die zeitliche Dimension der Wirklichkeit verloren. Durch die Geduld kann es seiner Erfahrung nach gelingen, diesen geistlichen Enthusiasmus in Zaum zu halten. Sie befähigt dazu, sich auf den Wandel der Dinge einzustellen. Statt durch den Glauben beseelt sofort zu handeln, werden erst einmal die günstigsten Umstände für das Handeln abgewartet. Gerade weil Sturm zu zögern vermochte, konnte er seine politischen Erfolge erzielen. So vermied er es, in Handlungszwänge zu geraten, mit seinen Worten, vom „Schicksal“ überwältigt zu werden. Seine Mitbürger dankten ihm seine politische Umsicht, indem sie eine Medaille mit seinem Wahlspruch in lateinischer Sprache anfertigen ließen (Brady, S. 122; S. 305, Anmerkung Nr. 7).

Martin Bucer, beseelt von der Überzeugung, dass „[...] die ganze Welt in eine göttliche Ordnung gebracht werden [müsse]“ (Brady, S. 274), entpuppt sich als spiritueller Absolutist und insofern als idealtypischer Antipode von Jakob Sturm mit seiner Reserve gegenüber einem spirituellen Absolutismus. Bucer öffnete aber auch mit seiner Geradlinigkeit die Augen



für die innere Widersprüchlichkeit seines ehemaligen Freundes, für dessen Schwanken zwischen einer stolzen Unverführbarkeit durch vergängliche Güter – im Sinne von Luthers „Freiheit eines Christenmenschen“ – und einer zunehmenden Fixierung auf die bürgerliche Ordnung. Während Bucer nach Sturm die ‚sichtbare Welt‘ allzu schnell mit der ‚unsichtbaren Welt‘ vereinigte, riss Sturm beide Welten ganz auseinander. Dadurch drohte aber die ‚sichtbare Welt‘, politisch das ‚Bestehende‘, zur hermetischen Immanenz zu werden. Die Hoffnung, dass alles auch einmal ganz anders werden könnte, wird durch die Orientierung auf die Bestandssicherung erstickt. Von dieser Seite zeigte sich Sturm am Ende seines Lebens. Brady spricht vom „stille(n) Provinzialismus [seiner] letzten Jahre“ (S. 276), von seinem Bestreben, „die Sicherheit der Oberschicht zu erhöhen“ (S. 277) und sich vor der „Unbeständigkeit der einfachen Leute“ (ebd.) abzuschirmen. Hinter der Tugend der Geduld, bei Sturm vor allem Einhegung seines Glaubenseifers, mag sich also auch das Interesse am Erhalt des Bestehenden verbergen. Im Ernstfall soll die Politik Jakob Sturms, vor allem sein diplomatisches Geschick, die Oberhand über seinen Glauben gewinnen.

## VII

Am Ende seines Buches diskutiert Thomas Brady überraschend die These vom deutschen „Sonderweg“: Dass sich Deutschland nicht oder nur verspätet wie insbesondere Frankreich und England zum zentralisierten Nationalstaat entwickelt habe, sondern über lange Zeit dezentral organisiert geblieben sei, wird Brady zufolge als Anomalie gesehen<sup>3</sup>. Zunächst fragt er danach, inwieweit diese Eigenart Deutschlands auf die Reformation zurückzuführen sei. Zwar habe die Reformation tatsächlich die Herausbildung von „lokalen Einheiten“ und insofern nicht der Nation bestärkt. Andererseits lägen aber die Wurzeln für die „Überlegenheit des Lokalen und Regionalen [...] lange vor dem sechzehnten Jahrhundert“ (Brady, S. 235). Die Argumentation Bradys zielt letztlich darauf ab, die These vom deutschen Sonderweg ganz zu verwerfen. Da die Organisationsform des „Heiligen Römischen Reiches“ typisch für das spätmittelalterliche Europa gewesen sei, könne allenfalls die Entwicklung der Monarchien Westeuropas zu zentralisierten Staaten als „Sonderweg“ bezeichnet werden. Offensichtlich möchte Brady den westeuropäischen Staaten die Rolle eines Leitmodells streitig machen, die ihnen gewöhnlich



zugeschrieben wird<sup>4</sup>. Indem diese Staaten zu schlagkräftigen und zentralisierten Mächten mit expansiven Ambitionen wurden, machten sie einen Entwicklungssprung. Dass Brady aber diese Entwicklung kritisch sieht, bringt er unmissverständlich zum Ausdruck. Er greift dafür eine drastische Formulierung seines Kollegen, des amerikanischen Historikers Charles Tilly auf, der die „frühzeitliche Erfahrung ‚der Kriegsführung und der Staatenbildung [...] als die wichtigsten Beispiele von organisiertem Verbrechen““ wertet (Brady, S. 295)<sup>5</sup>. Brady versteht demnach ein spätmittelalterliches staatliches Gebilde wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation als Gebilde von eher defensivem Charakter. Durch die ständige und fragile Interaktion zwischen den Teilmächten des Reichs und seiner Zentralmacht, dem Kaiser, kann sich kein staatlicher Zentralismus wie in Frankreich herausbilden. So prekär der Zusammenhalt im Reich war, so viel Spielräume eröffneten sich auch unter diesen Bedingungen.

In diesem Lichte betrachtet Brady die späte Hinwendung der Deutschen zu dem äußerlich so erfolgreichen westlichen Modell mit seinen „stehenden Armeen, Flotten, Kolonialreichen und kapitalistischen Unternehmungen“ (Brady, S. 295) als fatale Wendung. Erst dadurch, nicht wegen eines Steckenbleibens in einem kontraproduktiven Partikularismus sei Deutschland zu einem historischen Problemfall geworden: „Das ‚deutsche Problem‘ der Neuzeit rührte nicht vom ‚Sonderweg‘ her, einem Weg, der sich vom Westen abwandte, sondern von den Versuchen der Deutschen, den Westen nachzuahmen“ (Brady, S. 295).

Angesichts der Tendenz des „Westens“, unter Berufung auf den zivilisatorischen Fortschritt andere Länder den eigenen Machtinteressen zu unterwerfen, leuchtet das wohlwollende Verständnis Bradys für das schwerfällige Reich unmittelbar ein. Offensichtlich war aber dieses Reich nicht überlebensfähig, denn es hatte den besser organisierten Mächten wie insbesondere Frankreich nichts entgegenzusetzen (siehe Napoleon).

Der Schatten, der gewöhnlich auf dieses Reich fällt, lichtet sich demnach für Brady. Das Reich konnte nur deswegen auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen werden, weil die westlichen Nationalstaaten bislang als Norm zu seiner Beurteilung genommen wurden<sup>6</sup>. Die Fragwürdigkeit dieser Norm ist aber offenbar geworden. Nicht mehr im Banne der geschichtlichen Teleologie dieser Staaten vermag man die zukunftssträchtigen Momente des „Heiligen Römischen Reichs“ zu entdecken, die bislang dieser Teleologie zum Opfer gefallen waren. Nun könnte etwa dieses Reich – über Brady hinaus gedacht – als historischer



Resonanzboden für ein progressives und zugleich geschichtlich reflektiertes Projekt wie die „Europäische Union“ verstanden werden.

Zu fragen wäre, ob nicht die Verbindung europäischer Nationalstaaten zu einer lockeren, d. h. dezentralen und defensiven Union auch auf die Struktur des untergegangenen Reichs zurückverweist. Die überaus komplexe Struktur dieses Reichs verhinderte immerhin, dass sich in ihm die Ideen der Nation oder gar des Nationalismus durchsetzen konnten. Die Struktur der Union ihrerseits soll nicht zuletzt dafür sorgen, den tendenziellen Nationalismus der Mitgliedsstaaten zu bannen. Demnach könnte aus heutiger Sicht an der Organisationsform des alten Reichs gerade das interessant werden, was bislang zu ihrer Disqualifikation geführt hatte: die konstruktive Heterogenität<sup>7</sup>. Die besondere Rolle, welche die Stadt Straßburg in der Union innehat, nämlich auch Sitz des europäischen Parlaments zu sein, mag wie eine schwache Reminiszenz an ihren Status als „Reichsstadt“ im mittelalterlichen Reich wirken.



## ANMERKUNGEN

- 1) Thomas Brady, *Zwischen Gott und Mammon. Protestantische Politik und deutsche Reformation*, Berlin, Siedler, 1996. Aus dem Amerikanischen von Matthias Vogel. Original: Thomas Brady, *Protestant Politics: Jacob Sturm (1489-1553) and the German Reformation*, Atlantic Highlands, N. J., 1995. Aus dem Buch wird im Fließtext mit „Brady“ und den Seitenangaben zitiert.
- 2) „Sturms Gelehrtenreich blieb auch von den störenden Kräften seiner Zeit verschont; [...]“ Brady, S. 290.
- 3) Vgl. z. B. Heinrich August Winkler, „Gab es ihn doch, den deutschen Sonderweg? Anmerkungen zu einer Kontroverse“ in *Merkur*, Heft 865, Juni 2021, 75. Jahrgang, S. 17-28.
- 4) „In der Vergangenheit haben Autoren, die sich mit der deutschen Geschichte beschäftigten, den spätmittelalterlichen Partikularismus oftmals als Schwäche, ja geradezu als Absurdität und Hemmnis für die Entwicklung der Deutschen hin zur politischen Reife abgetan – ‚verspätet‘, ‚auf tragische Weise unvollkommen‘, ja sogar ‚gescheitert‘, so wurde dieses Volk charakterisiert. Dieses Urteil trifft jedoch nur dann zu, wenn man die zentralistischen, ‚nationalen‘ Monarchien Westeuropas wie Frankreich oder England als Beispiel heranzieht und davon ausgeht, sie hätten die ‚normale‘ oder ‚progressive‘ Variante der Entwicklung der Herrschaftsformen dargestellt.“ Brady, S. 23.
- 5) Charles Tilly, *War Making as Organized Crime*, in Peter B. Evans / Dietrich Rueschemeyer / Theda Skocpol (ed.), *Bringing the State Back*, Cambridge University Press, 1985, S. 169.
- 6) Der Historiker und Politikwissenschaftler Herfried Münkler richtet in seiner Rezension von Bradys Buch sein Augenmerk insbesondere darauf, wie wenig die dynamische Stimmung des Protestantismus wegen seiner Affinität zum spezifisch deutschen Partikularismus staatliche Formen anzunehmen vermochte. Herfried Münkler, *Weder Reich noch Staat. Thomas Brady über den Straßburger Reformator Jakob Sturm* in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. 7. 1996.
- 7) Auf dieser Linie liegt es, wenn der indische Politikwissenschaftler Parag Khanna über eine künftige Weltordnung nachdenkt: „Und wenn eine Welt ohne Zentrum nach Chaos klingt, so ist doch die wünschenswerteste Ordnung eine, in der alle miteinander verbunden sind, aber niemand die Kontrolle hat.“ Parag Khanna, *Ist eine neue Weltordnung möglich?* in *Die Zeit*, Nr. 33, 11. 8. 2022, S. 47.